

1.50
6.50
9.-
5.50
1.-
57.50
6.50

ember
der
n um
de an
Mitt.
76,6
cheln
innen
erhin

n f:
Ver-
eichs-
enige
Am.
eichs-
dert.
473,4

g e n
796,6
Mitt.
173,1
Gold
sche,
egen

Aus
urde
eine
o s
die
s in
ktor
nge-
uto-
rdi,
Bil-
els-
auf-
auf-
4.65
1.42
edi-
und

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 284. Dienstag, 4. Dezember. 1928.

Fritz, das Verwandlungswunder.

(20. Fortsetzung.) Roman eines selbstjamen Lebens. (Nachdruck verboten.)
Von Felix Neumann.

Professor Gottorp saß um diese Stunde in seinem Arbeitszimmer im Haupthaus des Sanatoriums und kontrollierte die Geschäftsbücher.

Neben ihm stand die Oberschwester Marta. Da läutete der Fernsprecher.

Unwillig blickte der Arzt auf.

„Nicht einen Augenblick hat man Ruhe.“

Und zur Schwester: „Bitte hören Sie, um was es sich handelt!“

Die hob den Hörer ab.

Dann sagte sie: „Sanitätsrat Finkenstein! Sehr dringliche Sache, Herr Professor!“

Etwas ungeduldig nahm Gottorp den Apparat.

Eine kurze Pause.

Dann riefte der Arzt zusammen.

„Wie? — Doch keine schwere Verletzung — —? Na — Gott sei Dank! Nein — nicht ins Krankenhaus — sofort hierher! Er hat darum gebeten? Selbstverständlich! Die Kosten spielen da gar keine Rolle. Ihre Versorgung ist unbegründet —!“

Und dann schnellte der Professor von seinem Stuhl auf, sodaß die Oberschwester unwillkürlich einen Schritt zurückwich.

„Also — doch! Denken Sie mal, ich — habe das seit einiger Zeit schon geahnt. Ja — ich war meiner Sache fast gewiß! Aber bestimmte Gründe hielten mich noch von einer endgültigen Klärung ab! Bitte — lieber Herr Kollege — strengstes Stillschweigen darüber zu beobachten. Wir kennen ja die Ursachen noch nicht. Das wird sich später herausstellen —! Ja — ich lasse alles herrichten! Und — besten Dank —!“

Der Professor warf den Hörer auf die Gabel.

Sein Gesicht war merkwürdig verändert.

Eben noch verzerrt von der Erregung, ging nun ein eigenartiges Lächeln über die Züge.

„Schwester, bitte sofort Zimmer vierzehn in Ordnung bringen lassen. In einer halben Stunde muß alles bereit sein!“

Und mit fliegender Hast eilte der Mann hinaus, der sonst die Ruhe selbst war.

Kopfschüttelnd folgte ihm die Oberschwester, um die nötigen Anordnungen zu treffen.

Bald darauf fuhr ein Krankenautomobil am Sanatorium vor.

Zwei Wärter trugen Fritz ins Haupthaus, während Gottorp selbst die Überführung leitete.

Dann wurde er von den Schwestern in dem schönen lustigen Zimmer gebettet, und erst als alles erledigt war, erneuerte der Professor den Verband.

Die Bedienung war hinausgegangen, eine lange Zeit waren Fritz Sendrezki und sein Freund allein.

Als Gottorp aus dem Krankenzimmer trat, fragte die Oberschwester: „Welche Eintragung sollen wir ins Journal machen?“

Da legte der Arzt die Hand ans Kinn und blickte eine Weile vor sich nieder.

„Schreiben Sie: Fräulein Frida Sendrezki, zuletzt wohnhaft in Breslau, zurzeit in Berlin. Wund-

verletzung am linken Oberarm, entstanden durch Unfall. Keine Komplikationen! Verpflegung Klasse 1a. In den ersten beiden Tagen Nachtwachen. Die ärztliche Behandlung übernehme ich selbst!“

Und er ging mit dem ihm eigenen ruhigen Schritt in sein Arbeitszimmer, um Direktor Adolfs anzurufen, der für Erjaß Sorge zu tragen hatte.

Die Spätoctobersonne war lange schon hinter den Föhren des Grunewaldes zur Ruhe gegangen.

Der Herbstabend wich der Nacht, und als die Schwester Anna dem Professor meldete, daß die Kranke Fiebertemperatur habe, nahm Gottorp selbst im Stuhl neben dem Bett Platz.

Leise sagte er: „Legen Sie sich im Vorzimmer zur Ruhe, damit Sie zur Hand sind. Ich werde die Nachtwache übernehmen!“

Still war es in Zehlendorf.

Vor dem großen Fenster mit den zarten Mullgardinen spielte das Weinpalier und ließ die leuchten gelben und roten Blätter wie Geisterhände hin und her schwanfen.

Mit geschlossenen Augen lag Frida Sendrezki.

Das schmale, feine Antlitz war bleich.

Zuweilen ging es wie leichtes Zucken um den geschlossenen Mund.

Die rechte Hand ruhte auf dem Bettrand.

Im Schein der abgeblendeten Stehlampe leuchtete der goldene Siegelring des verstorbenen Vaters.

Dem Professor ging es durch den Kopf: „Es bleibt immer etwas, was vergessen wird. Man hätte ihn abziehen müssen!“

Das junge Mädchen befand sich in einem Zustand zwischen Schlaf und Wachen, der halber Betäubung gleich.

Allmählich färbten sich die Wangen, Fiebertöte stieg auf.

Gottorp verfolgte jede Veränderung mit sorgendem Blick.

Am Kopfende stand auf dem Tischchen der Behälter, der die eisgefüllte Gummiblasie enthielt.

Frida begann, sich unruhig hin und her zu werfen.

Gottorp legte den kühlenden Umschlag behutsam um die Stirn der Kranken.

Dann rückte er den Stuhl näher, und seine beiden Hände nahmen die fiebernde Rechte des Mädchens.

So saß er eine ganze Weile.

Das Thermometer stieg auf 39!

Prüfend glitten des Arztes Augen über den Verband.

Er saß gut. Man mußte das Weitere abwarten.

Fridas Lippen öffneten sich. Ein Lächeln glitt über das glühende Gesichtchen.

„Was — meinst — du — Mutter? Oh — er ist — so — nett zu — mir! Edmund! Ich — finde — den Namen sehr hübsch. Achmal — haben sie — mich — herausgerufen —! Ich — danke Ihnen — Herr Direktor —“

Ein kurzes silbernes Lachen.

„Wie — meinen Sie — Herr Direktor? Für — uns Männer — hat — er nicht — viel übrig — aber — den Frauen — sieht er bis auf den — Grund der — Seele.“

Frida warf den Kopf auf die andere Seite.

„Ich habe — ihn so lieb — so — lieb! Und trotzdem — fürchte ich ihn. Er sieht mich — so an — so merkwürdig — oh — vielleicht weiß er — alles — und ich schäme — mich! Zu mir auf mein Zimmer — wollen Sie — Herr Professor —? Das — geht — doch — nicht —“ Es ward still.

Gottorp saß regungslos in seinem Stuhl.

Ein merkwürdiges Zucken lief über sein Gesicht.

Vom Kirchturm von Zehlendorf schlug es elf.

Mit diesem Klang antwortete die Uhr über dem Portal des Sanatoriums.

Die Hand der Kranken löste sich aus des Professors Fingern und fuhr unruhig über die Decke.

„Ich — habe — mich — nicht — gut benommen! Das — weiß ich — aber — diese Nordy — ich — kann — sie — nicht leiden! Sind Sie — mir — böse — Herr Professor —, daß ich davon lief? Ich konnte — die Qual — nicht — mehr — ertragen! Ob — ich — eifertig war —?“

Gottorp erneuerte das Eis.

Frida wollte die Kühlung abwehren, aber ihre Hand war zu schwach.

„Sie sind — sehr — lieb — Fräulein Longworth — aber — Sie werden begreifen, — daß — es keinen Zweck hat —! Ja — Hella — Adolfs war — bei mir! Sie — war — so — enttäuscht. Was — soll — ich — machen? Edmund —! Raten Sie mir, Herr Professor!“

Sie — fragen, warum ich — als Herr — zur Bühne — ging! — Ach — Sie — wissen — ja — nicht, welche Enttäuschungen — ich — erlebte! Ich — hasse — die Männer —“

Die Kranke murmelte etwas vor sich hin und schwieg für eine Weile. Schwer ging der Atem.

Dann zuckte es schmerzhaft über das Gesicht.

„Man sagte mir — ja — Simon auch — daß — die Frau — so vielen Anfechtungen bei der Bühne ausge-setzt sei! Die Männer — hätten es leichter! Sie lachen, Herr Professor? Oh — seien Sie nicht hart —! Ich — floh vor dem Menschen, der mich und die Meinen verriet! Nichts wollte ich — mehr von Liebe wissen —! Sie — lügen — die Männer! Auch Stanislaus belog mich —“

Fridas Hand griff nach der Stirn und sank dann matt nieder.

„Als Mann — ja — da — glaubte ich — sicher vor allen Nachstellungen zu sein! Nicht, Edmund — —? Du allein hast es ehrlich mit mir gemeint!“

Gottorp rückte seinen Stuhl näher.

Schweigend sah er und lauschte.

Als er am Mittag allein mit Frida Sendrezki im Krankenhaus gewesen war, weihte sie ihn kurz ein, da sich ihr Geschlecht nicht mehr verheimlichen ließ.

Nun aber erst entrollte sich Stückweise dieses Drama eines enttäuschten Mädchenherzens. Sie floh, wollte ihre Spur vor dem verhassten Manne verwischen und — wählte diesen Weg.

Aber — er brachte ihr kein Glück! Im Gegenteil!

Das, was sie meiden wollte, drängte sich nun in anderer Gestalt an sie heran. Die Frauen waren es, die ihr Leid schufen.

Oh — das Schicksal war grausam.

Leise öffnete sich die Tür.

Die Schwester trat ein.

„Soll ich Sie nicht ablösen, Herr Professor? Sie müssen doch morgen wieder frisch sein. Da ist doch die Operation —“

Gottorp schüttelte den Kopf.

„Sonst etwas Neues —?“

„Herr Oberarzt läßt bestellen, daß Nr. 4 außer jeder Gefahr ist. Er hat eben noch einmal nachgesehen. Herr Professor braucht sich darum nicht mehr zu kümmern —“

„Danke! Wenn ich Sie brauche, rufe ich Sie.“

(Fortsetzung folgt.)

Rabenflug.

Stumpfgrau der Horizont, und nebelsschwer
Verhangen sahlt im Dämmerchein das Land.
Nur purpurn glimmt ein Streif am Himmelstrand.
Da rauscht es von den dürrn Feldern her,
Ein Flügelkreisen, schwarzer Schwingen Schweben,
Von schrillen Stimmen Schrei: ein Niedertaumeln
Und aufwärts zudend in die Luft Sich-heben.
Über die braunen Schollen braust im Schwanken,
Krächenden Flug die dunkle Rabenschär,
Aufwirbelnd wie verschollene Gedanken,
Wie Schatten ferner Ahnung und Gefahr.
Ein Flattern huscht durch wintertrübe Trauer,
Gespensterzug von heimatlosem Irren
Und heimlich-böser Taten Neuschauer.
Aufstrebend wieder und im Flug vorbei,
Entschweben sie in blasser Nebelhülle;
• Doch hinter ihnen die zermahlte Stille
Schwingt noch von schrill verhalltem Krächzschrei.

Heinrich Heis.

Wie du mir, so ich dir.

Künstlerspäße, berichtet von Ernst v. Wolzogen.

„I' sag's, wie's is'“, spricht der biedere Oberbayer, auch wenn er faulstüßig lügt. Aber ich lüge nicht. Ich erzähle die reine Wahrheit.

Lebte da in München vor einigen Jahren ein hoch-angesehener Frauenarzt mit guter Praxis. Der verfiel eines Tages auf die Idee, seinen hübschen Tenor kunstgerecht ausbilden zu lassen. Mit seinem Lehrer, der nicht nur ein vor-trefflicher Musiker, ein wohlbestallter Kammerfänger für das hohe Baritonfach, sondern auch ein bairisches „Arviech“ war, verband ihn bald eine innige Freundschaft. Sie duzten sich und frokelten einander und waren bald unzertrennlich, der Franzl und der Hansl. Und das Ende vom Liede oder vielmehr vom Gesangsunterricht war, daß Hans, der Gön-der, im Hoftheater auf Anstellung gastierte. In München kommt so etwas vor. Niemand wunderte sich groß darüber.

Er wurde wirklich angestellt und sang seine vorerst wenigen Partien zu allgemeiner Zufriedenheit. Als er aber zum erstenmal den Mime im „Siegfried“ darzustellen hatte, ereilte ihn das Verhängnis. In der kleinen Szene des zweiten Aktes, wo die Zwergenbrüder Mime und Alberich, den Freund Franzl sang, einander vor der Höhle des Wurm- in die Haare geraten, ging dem Doktor Hans gleich zu An-fang der Text aus.

„Fort von der Stelle!“ fuhr Mime den Bruder an — aber damit war sein Gedächtnis wie ausgelöscht. Und statt fortzufahren: „Die Stätte ist mein, was stößtst du hier?“, freilich er verzweifelt heraus: „Schau, daß du weiter-kommst!“ Der kalte Schweiß brach ihm aus. Er machte sich nahe an Alberich heran, und während der seine Hohnrede: „Stör' ich dich wohl im stillen Geschäft?“ sang, raunte er ihm zu: „Jezas, Franzl, i' bitt' di', mein Text, mein Text!“

Satanisch grinste ihn Franzl an. Der Kapellmeister winkte mit dem Stabell, Hans mußte einsehen. „Wa — wa — wa — ha! — mum — mum —“ lallte er hilflos.

Der Souffleur hatte Unrat gewittert. Er war auf dem Posten. Mit beiden Handflächen formte er einen Schall-trichter vor seinem Munde und rief, so laut es irgend an-ging, den Text hinauf. Hans hörte nichts. Sich nahe an den Souffleurkasten heran zu vorschieben, ging nicht an, denn die Szene spielte sich weit hinten ab. Er blieb also seinem Spezi dicht auf den Fersen, und während der ihn anbrüllte: „Zeugstest du gar den äßen Zauber im Reif?“, äschete er ihm zu: „Mein Text, elender Bazi, elender! Du weißt ihn! Sakra, sakra!“

Der Franzl machte eine rasche Gebärde mit beiden Händen nach dem Kopf, die andeuten sollte, daß er vom Tarnhelm etwas aussagen habe. Hans aber war durchaus nicht im Bilde, und in seiner Verzweiflung sang er auf Not- den, die keineswegs in der Partitur standen: „Auwesh! auwesh! Jaho! — o jo!“

Dem Franzl wurde es blutaufer, seinen Ernst zu be-wahren. Er wandte dem Mime den Rücken, um nicht das angstverzerrte Gesicht sehen zu müssen. Mime aber heftete sich an seine Haren und verfolgte ihn während der ganzen Szene von einem Verastück zum andern. Und während Alberich, seiner Rolle getreu, mit Hohnworten, wie „An-d-riger, schädiger Knecht — räudiger Hund“ und „Nimmer- ringst du Rüssel den Reif?“ freigebeia um sich warf, schimpfte der verzweifelte Mime auf ihn ein: „Wart, du Gauner, das sollst du mir büßen! Franzl, ich fleh' dich an, du Sauhund — sag' mir mein Text!“ Während zwackte er den Busenfreund ins weiche Hinterfleisch.

Der Kapellmeister drohte mit der Faust hinauf. Der Souffleur sang aus dem Kasten heraus, so gut er konnte, nämlich mit dem Wohlklang eines heiseren Godels Mimes Rolle zu Ende, während der arme Doktor der Medizin dazu nur noch klägliche Fragen zu schneiden vermochte.

Ein alter Theaterspruch lautet: „Das Publikum merkt nie was.“ Aber in München gibt es denn doch zu viele ausgelesene und durchgelebte Wagnerianer, als daß Mimes Gestammel nicht unliebsam aufgefallen wäre. Der Dr. med. Hansl erhielt ohne Schwierigkeit den erbetenen Abschied und nahm seine Frauenarztpraxis wieder auf. Seinen schönen Tenor ließ er nur noch gelegentlich in Konzerten hören. Aber der Grollwurm nagte, und dem Franzl sollte die Rache nicht geschenkt sein. —

Eines Abends in der stillen Woche läutete der Fernsprecher beim Herrn Kammerfänger.

„Hallo, wer dort? — Ah, du bist's Hansl. Ja, grüß' di' Gott! Wie geht's denn alleweil? Hast di' lang nimmer sehn lassen.“

Eine schwer belegte Stimme tönte mühsam Antwort: „Du, Franzl, du mußt mir aus einer argen Verlegenheit helfen... Nein, nein, beruhige dich, von Bumpen ist keine Rede. Also paß auf: Ich soll morgen in St. Corbinian in Augsburg den Evangelisten in der Passion singen. Aber du hörst ja: ich bin vollständig heiser. Ich hab' telephonisch abgefragt und dich als Ersatzmann vorgeschlagen. Sie sind einverstanden. Also geht, du tußt mir die Liebe?“

Der Kammerfänger kratzte sich den Kopf und gab zögernd zurück: „Ja, aber — natürlich, dir zu Lieb' wär' ich ja gern bereit; aber ich hab' den Evangelisten nie gesungen. Außerdem ist das doch eine Tenorpartie.“

„Das macht doch nichts! Du mit deinem glänzenden Falsett! Und so mustfällisch wie du bist. So ein Notenfresser! Das machst du ja spielend — ohne Probe.“

„Was? Ohne Probe auch noch? Und morgen abend, sagst du?“

„Sawohl, morgen abend um 7 Uhr in St. Corbinian. Sie zahlen sehr gut. Zweihundert Mark. Du wirst im Auto abgeholt. Hotel ist belegt. Ich hab' alles telephonisch abgesprochen.“

„Um! Zweihundert Mark, sagst du? Na — weil du's bist. Gemacht.“

Der wadere Franzl nahm sich sofort den Klavierauszug der „Passion“ vor und öfzte bis tief in die Nacht hinein an der wahrlich nicht leichten Partie des Evangelisten. Auf seine Treffsicherheit konnte er sich verlassen. Ob er wohl die hohe Lage auf die Dauer mit Hilfe seines Falsetts meistern würde? Die zweihundert Mark kamen ihm gerade recht. Das gab den Ausschlag. Am andern Morgen erwirkte er einen Urlaub und fuhr gegen Mittag nach Augsburg. Am Bahnhof kein Komitee, kein Auto. An der nächsten Vitafähle keine Ankündigung eines Kirchentonzertes. Er erkundigte sich beim nächstbesten Eingeborenen: „Sie, bitt' schön, wie komm' ich denn am besten nach St. Corbinian?“

„Was soll denn des sein, St. Corbinian? A Bräu?“

„Warum net gar! Eine Kirchen.“

„Eine Kirchen zu St. Corbinian? Hammer hier net.“

„Waaaaas?“

Sollte dieser Idiot von einem Weiszdoktor vielleicht auch den Ort der Handlung verwechselt haben? Er fuhr von einer Kirche zur anderen. Nirgends war etwas von einem geistlichen Konzert bekannt.

Da ging dem Franzl ein Licht auf. Das war Mimes Rache. Und er mußte prompt in die Halle tapp'n. Na wart', Breunderl! Du kommst mir net aus! Deinen St. Corbinian darf' dir schwarz aufrot im Kalender!

Wochenlang fiel ihm nichts ein. Den Doktor ließ die Drohung, ihn auf zweihundert Mark Schadensersatz zu ver-

klagen, völlig kalt, ebenso wie die Schmeichelworte, mit denen ihn der Spezi ganz in Albersch's Stille überhäufte. —

Da kam ein Apristag mit einem Sauwetter, so hunds-miserabel wie der Münchener Frühling es nur irgend hergibt. Eine halbe Stunde vor Mitternacht ließ der Kammerfänger seinen Dadel Bürschl noch einmal Gassi gehen. Regen, mit Schnee gemischt, klatschte ihm als nasse Himmelswatte gegen die feiste Wange. Da kam die Erleuchtung über Franzl. Da ward ihm die Idee beschied. Besüßelt eilte er die Stufen zu seiner Wohnung hinauf und stellte eine telephonische Nachtverbindung mit seinem Spezi, dem rühmlichst bekannten Frauenarzte, her. Ärgerlich fragte des Freundes verschlafene Stimme, was denn zum Teufel dieser Höllenlärm um Mitternacht bedeuten solle. Da machte Franzl von seinem berühmten Falsett Gebrauch und jammerte im echtsten Altweiberton: „Bitt' schön, nehmen S' es net in übel, Herr Doktor. Wann's net gar a so pressier'n tat', hätt' i' mi' sei' net traut, Eahner Nachtruh' zu hör'n. Es is' ein schwerer Fall, und i' muß Eahna scho' recht scho' bitt'n, ob S' net glei' femma möch'n.“

„Um, ja!“ Der Arzt löste seine Stimme und fuhr in streichelndem Tone fort: „Sind Sie Rassenpatientin, gute Frau?“

„A woher denn“, feixte der Franzl am anderen Ende des Drahtes. „I' bin doch die Hebamme, die Frau Biermeier. Die Dame is' bei mir. Es handelt sich um eine hoch-adeltke Person.“

„Ja, ja, ich komme sofort. Wo ist es denn?“

Tegernseer Landstraße 111, 's drittlekste Haus links. A bißl weit drauß is' halt. No, Sie wer'n's scho' find'n. Die Hebamme, d' Frau Biermeier, kennt a jed's Kind in der Gegend. Also Tegernseer Landstraße, bitte — is' recht! Dank scho', Herr Doktor! A Sauwetter is' — aber dös kenna's aa auf d' Rechnung schreib'n!“

Eifrig packte der treffliche Arzt seine Instrumententasche zusammen, schlupfte in den Gummimantel, zog die weiche Federkappe über die Ohren, sperrte die Türflügel auf, schob mit Anstrengung das Auto aus der Garage und ratterte davon. Man hatte damals noch keine selbsttätigen Fensterwischer. Schnee und Regen rannen wie ein Schnürkvorhang an der Schutzscheibe herunter. Man konnte keine zehn Schritt weit sehen. Und der weite Weg! Ein Vergnügen war das nicht! Aber — die heilige Menschenpflicht!

Endlich hielt er vor dem drittleksten Hause der Tegernseer Landstraße links. Ein Schild mit dem Namen der Hebamme vermochte er nicht zu entdecken. Aber drei elektrische Druckknöpfe befanden sich neben der Haustür. Er drückte sie alle drei der Reihe nach, von unten nach oben und wieder von oben nach unten. Es dauerte nicht allzu lange, bis in allen drei Stockwerken Fenster auflogen, Hundgestalten in Nachttüden sich hinaus lehnten und schrille Weiberstimmen leisteten, was denn — Kraki — Deiß! — Türken! — so eine gemeine Ruhestörung um Mitternacht bedeuten solle.

„Bitte, wollen sich die Damen beruhigen. Wird vielleicht jemand so gut sein, mir die Haustür zu öffnen? Ich bin von der Hebamme, Frau Biermeier, gerufen worden.“

„Hier wohnt la Hebamme net!“ krächzten die drei Nachteulen wie aus einem Schnabel.

„Aber ich bitte Sie, die Hebamme Biermeier kennt doch jedes Kind in der Tegernseer Landstraße!“

Die durchdringenden Stimme der Dame im dritten Stock machte der Diskussion ein Ende: „I' kenn' alle Hebammen in Au, Giesing und Harlaching. Was ham S' a' sagt? Biermeier? Eine solchene gib't's net!“ Das Fenster knallte zu. —

Jetzt wußte der Doktor, woran er war. Und das Schlimmste stand ihm noch bevor: selber den Wagen poken — einen Chauffeur konnte er sich nicht leisten. St. Corbinian war teuer bezahlt. Oh, Franzl — schamlos Häbiger, schändlicher Schuft!



Die Welt der Frau



Kinderwünsche und Kindergeschenke.

Betrachtungen zum nahenden Weihnachtsfest

Jetzt kommt die Zeit, in der zwei wichtige Fragen die Kinderherzen zu beschäftigen beginnen. Die erste ist: Was wünschen wir uns zum Weihnachtsfest! Und die zweite: Was schenken wir zu Weihnachten! In beiden steckt eine Summe von Hoffnungen und Zweifeln, und beide sind nicht immer ganz leicht zu beantworten.

Man trifft häufig — sowohl bei Kindern als auch bei Erwachsenen — auf die Meinung, es sei mehr oder weniger

überflüssig, daß Kinder Wunschzettel schreiben. Eine Mutter antwortete mir einmal auf eine diesbezügliche Frage: „Warum soll ich den Kindern angewöhnen, sich in Hoffnungen zu wiegen, wenn ich sie doch nicht erfüllen kann! Viel richtiger ist es, sie wünschen sich gar nichts, dann gibt es keine Enttäuschung. Was sie brauchen, weiß man ja ohnehin, und daß wir ihnen schenken, was sie benötigen und noch etwas darüber hinaus, soweit es in unseren Kräften steht, das wissen sie. So ist es am besten, sie überlassen uns die Wahl der Gaben und lassen sich am Weihnachtsabend völlig überraschen.“

Dieser Standpunkt hat natürlich seine Berechtigung, aber ich kann mir nicht helfen, es weht mich kalt und lieblos aus diesen gar so vernünftigen Worten an. Beraubt man sich und die Kinder nicht so mancher Freude, wenn man ihnen das bunte, lustige Planen und Hoffen nimmt, das so unzertrennlich von dem Begriffe „Weihnachtssorfreude“ ist! Gewiß, nicht alle Blühträume reifen, das gilt namentlich auch für den Weihnachtswunschzettel, aber was schadet das! Wie lochend und interessant ist es doch, einmal alle seine Wünsche zu Papier zu bringen, sie gleichsam Gestalt annehmen zu sehen, und welches spannungsvolle Katen gibt es dann, welcher der Wünsche wohl erfüllt werden wird! Wir durften in unserer Kinderzeit die ausschweifendsten Wünsche aufschreiben. Davon erhielten die, deren Verwirklichung uns möglich oder gar wahrscheinlich erschien, ein Kreuzchen, aber die ganz kühnen und eigentlich von vornherein aussichtslos erschienen ein Ausrufungszeichen. „Immer ruhig hinschreiben!“, sagte unsere Mutter, „dafür ist es Weihnachten. Und man kann nie wissen, was das Christkind auswählen wird!“ So verbrachten wir die Wochen vor dem Feste in seliger Erwartung und das Fest selber in noch seliger Erfüllung, und ich kann mich nicht erinnern, daß wir jemals enttäuscht gewesen wären, weil der eine oder die meisten unserer Wünsche nicht erfüllt worden waren. Die Wirklichkeit ließ uns jedesmal alle Pläne und Träume prompt und radikal vergessen — bis zum nächsten Weihnachtstest.

Wunschzettel können wichtige und wertvolle Fingerzeige für die Eltern geben über Neigungen, Charakteranlagen und Träume ihrer Kinder. Sie können auch ein erzieherisches Moment bilden, indem man einerseits großen Wert auf ihre saubere und fehlerfreie Abfassung zu legen erklärt und andererseits die Kinder von Anfang an daran gewöhnt, diese Kennung von Wünschen nicht etwa als kategorische Forderung zu betrachten. So allerdings darf der Wunschzettel auch nicht nur eine Chimäre, eine bloße Form sein. Ein kleines Mädchen, das aufgefordert wurde, einen Wunschzettel zu schreiben, weigerte sich, dies zu tun mit folgenden anbewußt die bittere Enttäuschung einer Kinderseele verratenden Worten: „Was ich mir wünsche, das kriegt ich ja doch nicht, und was ich bekomme, das habe ich mir nicht gewünscht!“ Diese Worte sollten alle Eltern nachdenklich machen, die Weihnachten auch für die Kinder nur vom Nützlichkeitsstandpunkt aus betrachten oder die in bezug auf das Schenken gar zu sehr spartanischen Grundätzen huldigen. Wenn man dem Kinde die Phantasie raubt, nimmt man ihm das Schönste des Weihnachtsfestes überhaupt, und wenn man ihm nur „Notwendiges“ und „Nützliches“ schenken will, so kann man dies ebensogut zu jeder anderen Jahreszeit tun. So schädlich das Verwöhnen und das mit kostbaren Geschenken Überladenwerden für die Kinder gerade bei dieser Gelegenheit ist, so wenig sollte man ihnen doch in bescheidenen Grenzen den „Glanz und Schimmer“ des Weihnachtsfestes vorenthalten, der darin besteht, daß man an diesem Tage wünschen, tun und erhalten darf, was zu anderen Zeiten eben nicht möglich und gestattet ist.

Und noch etwas anderes soll man den Kindern nicht vorenthalten, das ist die Freude am Geben! Man hört oft Eltern sagen, daß es eigentlich Unsinn ist, wenn die Kinder Geschenke machen, denn das Geld dazu müssen doch die Eltern hergeben, und die Kinder sind durch die Schularbeiten und sonstige Pflichten überlastet genug, man soll sie nicht noch mit Weihnachtsarbeiten plagen. Aber das ist grundfalsch, denn die Freude, selber zur allgemeinen Freude mit beizutragen, überwiegt bei weitem die kleine Mühe, und es steckt auch hier ein erzieherischer Sinn in der alten schönen Sitte. Also laßt Euere Kinder Weihnachtsgeschenke anfertigen, nur ihrem Können und ihrer Zeit angepaßt, und laßt sie zeitig genug damit beginnen. Um so größer wird dann Weihnachten ihre Freude an ihren eigenen Geschenken sein!

Mutter Gustel.

Weihnachtsgebäck.

Erst, wenn der würzige Duft der Weihnachtsbäckerei durch die Räume zieht, stellt sich die rechte Weihnachtsstimmung ein. Folgende Rezepte sind ohne viel Mühe herzustellen und haben immer viel Beifall gefunden.

Honigtuchen: 1 Pfd. Honig, 1 Pfd. Mehl, $\frac{1}{4}$ Pfd. Butter, 100 Gramm Mandeln mit Schale, 4 Gramm Nelken, 2 Gramm Kardamom, $\frac{1}{2}$ Zitronenschale, 15 Gramm Pottasche. Nachdem Honig und Butter gekocht haben, nimmt man den Topf vom Feuer und rührt Mehl, die Gewürze und die nicht zu fein gehackten Mandeln dazu. Die gereinigte Pottasche hat man in etwas Wasser aufgelöst. Wenn die Masse etwas abgekühlt ist, mischt man die Pottasche gut durch und läßt den

Teig über Nacht ruhen. Dann rollt man ihn fingerdick aus und teilt ihn mit dem Badrädchen zu kleinen Biereden oder größeren Rechtecken, legt auf die kleinen Kuchen eine geschälte und gepaltene Mandel oder ein Stück Zitronat, auf die größeren an den Ecken je eine gepaltene Mandel, in die Mitte ein Stück Zitronat und bäckt sie auf gefettetem Blech gelblich braun.

Baseler Federle: 1 Pfd. Honig, 1 Pfd. Zucker, 1 Pfd. Mehl, 1 Pfd. Mandeln oder Nüsse, 65 Gramm Zitronat, 1 Zitronenschale, $\frac{1}{2}$ Muskatnuß, 1 Messerspitze Nelken, $\frac{1}{2}$ Weinglas Rum oder Arrak. Den Honig läßt man auf dem Feuer dünnflüssig werden, schüttet den Zucker und die ungeschälten Mandeln hinein. Wenn das gut durcheinander gerührt ist, fügt man alles übrige hinzu, arbeitet den Teig tüchtig durch und läßt ihn 4–6 Tage stehen. Dann rollt man ihn auf einem gefetteten Blech $\frac{1}{2}$ Finger dick aus und bäckt ihn bei ziemlich starker Hitze. Wenn er aus dem Ofen kommt, schneidet man ihn in Streifen von Zweifingerbreite und Fingerlänge.

Printen: $\frac{1}{2}$ Pfd. Honig, 150 Gramm Zucker, 1 Pfd. Mehl, 1 Ei, 10 Gramm Anis, 10 Gramm Koriander, 3 Gramm Zimmt, 3 Gramm Nelken, 3 Gramm Kardamom, 1 Messerspitze Natron, 1 Eßlöffel Milch, 1 Backpulver. Der Honig wird nur soweit erwärmt, daß er dickflüssig ist, Zucker, Ei, alle fein gemahlene Gewürze werden dazugerührt, dann das Mehl nach und nach verarbeitet, das mit dem Natron und Backpulver vermischt wurde. Der Teig wird dünn ausgerollt, mit dem Badrädchen in fingerlange und zweifingerbreite Streifen geteilt, mit Wasser oder Eiweiß bepinselt, mit grobem Zucker bestreut und auf dem Blech gebacken. Diese würzigen Kuchen finden immer viel Anklang.

Spekulatius: 1 Pfd. Mehl, 200 Gramm Zucker, 100 Gramm Butter, 2 Eier, 6 Eßlöffel Milch, 2 Teelöffel Zimmt, $\frac{1}{2}$ Zitronenschale, 1 Backpulver. Die Butter wird zu Sahne gerührt, Zucker, Eier, Gewürze dazu getan, zuletzt das mit Backpulver gemischte Mehl. Nun läßt man die Masse etwas ruhen. Dann dünn ausrollen und allerhand Formen ausstechen.

Vanillebrekeln: 100 Gramm Butter, 200 Gramm Zucker, 1 Pfd. Mehl, 2 Eier, 1 Eßlöffel Milch, 3 oder 4 Päckchen Vanillezucker, 1 Backpulver. Butter, Zucker, Eier werden schaumig gerührt, das übrige langsam dazu getan. Aus dem Teig macht man bleistiftstarke Rollen, die man zu Brekeln formt. Vor dem Backen mit Eiweiß bepinseln, mit Zucker bestreuen.

Honigpläschen: 1 Pfd. Mehl, 1 Pfd. Zucker, $\frac{1}{4}$ Pfd. Honig, 3 Eier, 1 Teelöffel Zimmt, 3 Gramm Nelken, 100 Gramm Mandeln, einige bittere dabei, 50 Gramm Zitronat, 1 Teelöffel ger. Pottasche. Der Zucker wird mit den Eiern $\frac{1}{2}$ Stunde gerührt, der Honig, die Gewürze, nach und nach das Mehl und die in Wasser aufgelöste Pottasche dazu getan. Der Teig wird gut durchgeknetet. Am anderen Tage wird er ausgerollt, mit einem Glase Pläschen ausgestochen und gebacken, bis er sich trocken schneidet.

Schokoladenkuchen und -Herzen: 1 Pfd. Mehl, $\frac{1}{2}$ Pfd. Zucker, $\frac{1}{2}$ Pfd. Honig, $\frac{1}{4}$ Pfd. Mandeln, 2 Päckchen Vanillezucker, 3 Gramm Kardamom, 5 Gramm Hirschhornsalz. Das gewärmte Mehl wird in warmer Schüssel mit den fein geriebenen Mandeln, dem Vanillezucker und Kardamom vermischt. Dann löst man Zucker und Honig auf und gießt ihn auch in die Schüssel. Nun wird der Teig tüchtig geknetet. Ist er etwas abgekühlt, so kommt das in etwas Wasser aufgelöste Hirschhornsalz dazu. Der Teig bleibt im Warmen stehen, wird in kleinen Portionen ausgerollt, in Herzform ausgestochen oder mit dem Badrädchen in längliche Kuchen geteilt. Nach dem Backen werden die Kuchen warm vom Blech genommen. Erkalten sie, so zerbrechen sie. Am anderen Tage werden sie mit Schokoladenglasur bestrichen. Wünscht man die Honigtuchen schön glänzend, so bestreicht man sie mit Wasser, ehe sie in den Ofen geschoben werden. Sollen sie glasiert werden, so streicht man eine Zuckerglasur darüber oder Schokoladenglasur.

Zur Zuckerglasur nimmt man 125 Gramm Puderzucker, 1 geschlagenes Eiweiß, Saft 1 Zitrone oder 1 Eßlöffel Rum oder Arrak und 1 Eßlöffel Wasser. Zucker und Flüssigkeit rührt man nach einer Seite und gibt nach und nach das Eiweiß dazu. Ist die Masse schneeweiß, so wird sie auf die kalten Kuchen aufgetragen und im Warmen getrocknet.

Schokoladenglasur stellt man her aus 250 Gramm Puderzucker, 100 Gramm Kakao, 1 Päckchen Vanillezucker und $\frac{1}{2}$ Liter Wasser. Man läßt alles dick einkochen, nimmt vom Feuer und rührt, bis eine dünne Haut entsteht. Dann trägt man die Glasur auf.

Und nun viel Freude bei der Arbeit, gutes Gelingen und ein gesegnetes Fest!

Cläre Witzig.